

BESPRECHUNGEN

Romane

ANDRES, Stefan: *Der Taubenturm*. Roman. München: Piper 1966. 348 S. Lw. 18,50.

Stefan Andres, durch Novellen wie „Wir sind Utopia“ und „El Greco malt den Großinquisitor“ bekannter als durch seine umfanglicheren Prosawerke, hat uns einen neuen Roman geschrieben. Das symbolische Requisit, das ihm den Namen gibt, steht auf der Felsenterrasse eines Hauses am Golf von Salerno (man erinnert sich: Positano, Andres' Zuflucht vor Nazi- und Kriegszeit). Er bedeutet vielerlei, dieser Taubenturm: Einfalt, Gewaltlosigkeit, Märchenwelt auch, vor allem aber das verlässliche „heilige“ Leben, das in jenem „himbeerroten Haus auf dem Felsen“ durch eine Krise geht. Wir schreiben den Herbst 1943. Der „Molochstaat“ hat seine Kriegsmaschine ringsum aufgebaut. Der Tod eines Kindes wurde nicht verhindert. Odilo, der Hausvater, hat Angst und gemäßigte Schuldgefühle. Er ist aus „bürgerlicher Eselei“, sprich devisa-rechtlichen Überlegungen, nicht weit genug ausgewandert aus „Ruckediguck-Land“. So nennen es Urbs und Fizzi, die verbliebenen Kinder, aus der Taubenturmperspektive. Odilo hat ihnen das Bild der bösen Zeit so weit fortgerückt, „daß sie möglichst keine Einzelheiten darin erkennen“. Auch diese Erziehungsmethode wird ihm fraglich geworden sein, wenn er nach 335 Seiten mehr beredter als gezeigter Krisen „an einem neuen Ufer“ angekommen sein wird, „ein Schiffbrüchiger, aber sie im Arm“. Sie, das ist Susi, seine Frau, die es liebt, „jeden Knoten im Lebensfaden tausendmal durch die Finger zu ziehen und dabei tausendmal zu fragen, was an diesem Knoten die Schuld habe“. So anschaulich weiß es Odilo zu beschreiben, der Sinologe, der bei seinem Laotse die „maximale Einfachheit“ gelernt hat, wie wir aus seinem „Dossier der Nacht“ erfahren. Dieses Tag- und Nachtbuch, chinesisch geschrieben – Indiz der „Chinesischen Mauer“, die sich zwischen Odilo und

Susi aufrichtet – bestreitet die eine Hälfte der Kapitel. Um uns die Familienkrise aber recht allseitig vor Augen zu führen, hat uns Andres dazu noch einen Erzähler erfunden, der mit Kinderaugen in die Welt blickt. Man merkt sehr bald und verstimmt, daß er eine recht erwachsene Brille auf der Nase trägt. Wenig Kindliches, viel Altkluges und Rührseliges kommt durch ihn zustande.

Was das Christliche dieses Romans angeht, so werden etliche Kreuzchen auf Kinderstirnchen gezeichnet, sogar von edlen Oberleutnants, es wird das Neue Testament im rechten Augenblicke zitiert, Ergebung gelehrt und den Kindern Tröstliches über die Toten gesagt, z. B. daß es sie gar nicht gebe, nur Verstorbene, „die schauen, während man ihre zurückgelassenen Reste auf eine mehr oder minder komische Weise beseitigt, von oben zu – in ihren Augen das Licht der Sterne“.

H. Wutz SJ

GREEN, Julien: *Fernes Land*. Köln: Hegner 1966. 265 S. Lw. 17,80.

Dieser Band schließt die Jugenderinnerungen Greens ab. Der junge Student erlebt in Charlottesville, der kleinen Universitätsstadt Virginians, die neue Welt. Ungewöhnliche Offenheit und zugleich reservierte Diskretion sind wiederum charakteristisch für Greens interessante Darstellungsweise. Er gibt hier Einblick in die Welt des jungen Mannes, dessen Ideen sich zu konsolidieren beginnen. Wie für das Kind, so ist auch für den Studenten eine tiefe Religiosität kennzeichnend, die Zeugnis davon gibt, wie ernst der junge Mensch sein Verhältnis zu Gott nimmt, wenn gleich manches von weniger erleuchtetem Eifer zu sprechen scheint. Daneben tritt immer mehr ein Streben zutage, das ihn in einen tragischen Konflikt hineinführt: die unbegreifliche, stets